

**HEYNE <**

## Das Buch

Der New Yorker Anwalt Bill Wyeth ist am Ende. Einst angesehenes Mitglied der Schönen und Reichen von Manhattan, stürzt er nach einer Tragödie, bei der ein achtjähriger Junge zu Tode kommt, ins Bodenlose. Er verliert seinen hoch dotierten Job, die Familie und schließlich auch seine Selbstachtung. Der soziale Abstieg erfolgt rasant, und schon bald wird ein altmodisches Steakhouse zu Wyeths neuem Zuhause. Um Einlass zum Havana Room, einem geheimnisvollen Separee, zu dem nur ausgewählte Gäste und ein alter Chinese Zutritt haben, zu erlangen, muss er einem Fremden bei einem dubiosen Grundstücksgeschäft juristisch zur Seite stehen, das um Mitternacht desselben Tages abgeschlossen sein muss. Zähneknirschend willigt der Anwalt ein und bereut diesen Schritt bald. Zu spät – denn noch bevor der Havana Room sein unerhörtes Geheimnis preisgibt, gerät Bill Wyeth in einen Teufelskreis aus Betrug, Mord und Verfolgung.

## Der Autor

Colin Harrison, Jahrgang 1961, studierte Englische Literatur am Haverford College in Pennsylvania und hat bereits einige Romane veröffentlicht. Er war über zwölf Jahre für das *Harper's Magazine* tätig. Seit 2000 arbeitet er als Cheflektor für den Scribner Verlag. Harrison lebt mit seiner Familie in Brooklyn.

Colin Harrison

# DER ANWALT

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Sepp Leeb

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE HAVANA ROOM  
erschien bei Farrar, Straus & Giroux, New York

Die deutsche Erstaussage erschien unter dem Titel  
HAVANA ROOM  
bei Hoffman und Campe Verlag, Hamburg



Verlagsgruppe Random House  
FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC-zertifizierte Papier *München Super*  
liefert Mochenwangen Papier.

## 2. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe 10/2006

Copyright © 2004 by Colin Harrison

Copyright © 2005 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Copyright © dieser Ausgabe 2006 by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2006

Umschlagillustration: © Bullaty - Lomeo / The Image Bank/Getty images

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN-10: 3-453-59021-X

ISBN-13: 978-3-453-59021-2

<http://www.heyne.de>

Für Dana



*Aus der Nacht der Bewußtlosigkeit zum Leben erwacht findet der Wille sich als Individuum, in einer end- und gränzenlosen Welt, unter zahllosen Individuen, alle strebend, leidend, irrend; die Wünsche des Willens sind gränzenlos, seine Ansprüche unerschöpflich, und jeder befriedigte Wunsch gebiert einen neuen. Keine auf der Welt mögliche Befriedigung könnte hinreichen, sein Verlangen zu stillen, seinem Begehren ein endliches Ziel zu setzen und den bodenlosen Abgrund seines Herzens auszufüllen.*

SCHOPENHAUER





## | EINS |

Beginnen wir mit der Nacht, in der mein altes Leben endete. Beginnen wir mit einem warmen Aprilabend, an dem ein zerknitterter neununddreißigjähriger Mann an der Ecke Park Avenue und Seventy-seventh Street aus einem Taxi steigt. Um ihn herum dampft und brodeln Manhattan. Er braucht etwas zu essen, er will Sex, er muss schlafen, und am liebsten hätte er es in dieser Reihenfolge. Das Taxi braust davon. Es ist ein Uhr nachts, er blickt an seinem Apartmenthaus hoch, mit einem schweren, allumfassenden Ausatmen, in dessen Lungentiefe und hörbarem *Huh* sein ganzes Leben gefunden werden kann – Wunsch und Traum, Trauer und Freude, Sieg und Niederlage. Ja, in diesem einen feuchten Atemzug wirbelt sein ganzes Leben – wie bei jedem Menschen.

Eigentlich war es ihm darum gegangen, rechtzeitig zur Geburtstagsparty seines Sohnes nach Hause zu kommen, als Überraschung. Nicht einmal seine Frau rechnet mit ihm. Aber seine Maschine kam mit Verspätung von San Francisco los, kreiste endlos über La Guardia, und dann herrschte auf dem Weg in die Stadt selbst um diese Zeit noch dichter Verkehr, der Brooklyn-Queens Expressway voll mit drängelnden Rowdys in Offroadern mit getönten Scheiben, Sattelschleppern zur Unzeit, Limousinen aus der Hölle. Jetzt steht unser Mann mit seinem Koffer auf dem Gehsteig, lockert seine rote Seidenkrawatte, öffnet den obersten Hemdknopf. Er hat diese Einengung satt, auch wenn er süchtig ist nach ihren Belohnungen. Und ist er etwa nicht belohnt worden? Aber sicher, natürlich – Prämien und Dividenden und Zinseszins und Eins-zu-drei-Splittings. Und erwartet er etwa nicht viele weitere solcher Belohnungen – halb-

jährliche Blowjobs der Gattin, prompte Bedienung in der Reinigung, die unverzügliche Einwilligung seiner Sekretärin, alles zu tun, worum er sie bittet? Klar, weshalb auch nicht? Er hat für all diese Dinge *gearbeitet*.

Er ist ein erfolgreicher Anwalt, unser Anwalt. *Mein* Anwalt. Mein eigenes verlorenes Selbst. Er ist vierzehn Jahre bei seiner Kanzlei, schon seit langem als Partner an ihr beteiligt. Auf seiner Mandantenliste stehen eine *große* Großbank (geleitet von Drachen in Anzügen, zum Teil im Besitz des Hauses Saud, niemandem Rechenschaft schuldig), mehrere Baulöwen (hodenkauende Irre), ein Fernsehsender (Marionetten, an den Fäden von Marionetten) und alle möglichen schwerreichen Individuen (Erben, Mauschler, Ehe-Swinger). Er weiß mit diesen Leuten umzugehen. Er ist ein Mann schneller Telefongespräche und effektiver Geschäftsessen und korrekten Papierkrams. Zuverlässig, aber kein Killer. Oder genauer, *eindeutig* kein Killer. Er brüllt nicht, berauscht sich nicht an seiner Macht oder tätigt pausenlos Abschlüsse – keine Tür fliegt aus den Angeln, wenn er vorbeigeht, die Sekretärinnen schauen nicht auf. Eigentlich sollte er ein bisschen smarter sein, aber wahrscheinlich hätte er nicht das Zeug dazu. Sein Haar ist zu dünn, seine Taille um eine Sonntagsausgabe der *New York Times* zu dick. Andererseits funktioniert die Welt dank zuverlässiger, unauffälliger Leute wie ihm, und er weiß das. Die Leute fühlen sich *wohl* in seiner Gegenwart. Die Kanzlei fühlt sich wohl. Deshalb fühlt er sich nur ein wenig unwohl, eben ein bisschen austauschbar. Ihm ist klar, dass es ein langsamer Aufstieg wird. Fünf Jahre für jeden großen Sprung nach oben. Er sieht den Mittelabschnitt auf sich zukommen, das graue Haar, die Steife in den Knien, die Cholesterintabletten. Aber noch ist es nicht ganz so weit. Wo der Aufstieg endet, weiß er nicht, aber wahrscheinlich gehören Golf und ein Boot und der Urologe dazu, und das ist annehmbar, fast. Falls er eine fatalistische Ader hat, hat er sie im Griff. Er wünscht sich viele Dinge und weiß, er

wird nur wenige bekommen. Er wünscht sich, er wäre größer, reicher, schlanker und hätte viel mehr Mädchen gevögelt, bevor er geheiratet hat. Andererseits sieht seine Frau Judith, die fünf Jahre jünger ist, ziemlich gut aus. Allerdings wünscht er sich, sie wäre etwas netter zu ihm. Sie weiß, sie sieht noch ziemlich gut aus, zumindest noch eine Weile, bis sie – wie sie viele Male angekündigt hat – den Hals ihrer Mutter bekommt. (Wird es ein teigig aufgedunsenes Grauen werden oder ein Euter aus leerer Haut? Er weiß es nicht; Schönheitsoperationen sind in der Familie nichts Unbekanntes.) Bisher ist er treu und ein guter Familienvater gewesen, und als ihr Sohn noch klein war, hat er ihm sogar ein paarmal die Windeln gewechselt. Beständig – jahrein, jahraus derselbe Typ. Judith dagegen glaubt an die Neuerfindbarkeit aller Dinge, vor allem ihrer eigenen Person, und hat Shiatsu, Aromatherapie, Yoga und Gott weiß was sonst noch alles ausprobiert. Auf der Suche nach etwas, etwas *anderem*. Scheint frustriert, sogar von ihren eigenen Orgasmen. Will, will *mehr*. Mehr was? Haben er und Judith nicht schon genug? Natürlich nicht. Aber solche Sehnsüchte sind gefährlich. Daher die ständige Neuerfindung. Er versteht nicht, wie das gehen sollte; man ist, was man ist, glaubt er, und damit hat es sich.

Sein Gehalt würde er allerdings gern neu erfinden. Er wird gut bezahlt. Aber ihm stünde mehr zu. Die alten Seniorpartner, die fidel und lüstern auf den Gängen herumtapern, ziehen mehr Geld raus, als sie reinbringen. Obwohl er und Judith in einem jener Apartmenthäuser wohnen, in denen ein grauhaariger Doorman jeden Bewohner mit Namen grüßt, hätte er gern ein höheres Gehalt – achtzig Prozent würden genügen –, denn Judith möchte bald ein zweites Kind. Und Kinder sind in New York City teuer, Totems beträchtlicher Summen. Die Fähigkeit, zwei Kinder durch Säuglingszeit, Arztbesuche, Babysitter, Privatschule, Musikunterricht und Ferienlager zu bringen und gleichzeitig in Manhattan zu leben, erfordert einen

steten Strom von Cash. Es sind nicht nur die Kosten für Erziehung und Beaufsichtigung; es ist der Schutz, die Abschirmung. Durch den Anschlag auf das World Trade Center wurden die Kinder der Stadt schon genügend traumatisiert. Da brauchen sie nicht auch noch die ganzen Bettler mit ihren nässenden Wunden, die Irren und U-Bahn-Kacker zu sehen. Man hofft, gewährleisten zu können, dass sie davon weit entfernt und unter Aufsicht sind. Kein Sich-Herumtreiben oder Bummeln oder Streunen, denn wenn man auf dem Heimweg trödelt, zieht man schlechte Erlebnisse geradezu an. Der Kindesentführer, der Perverse, die Meute Teppichmesser zückender, ein Opfer suchender Halbwüchsiger. In Manhattan sind alle Monster nah, wenn nicht geographisch, dann in der Fantasie.

Und die Umrisse der Fantasie werden durch Geld verändert. Die Maßeinheiten von Luxus werden größer. Und dieser Anwalt, dieser Mann, mein eigener Mann, dieser unbehaarte Affe in einem Anzug Größe 54, weiß es. Man isst, was man erlegt, sagt er sich. Erlege mehr, und du wirst mehr essen. Ein weiteres Kind bedeutet eine neue Wohnung, ein größeres Auto. Und dass sie Selma, ihre Babysitterin, noch ein paar Jahre länger behalten werden. Rechnet man die Extras und Vergünstigungen und Urlaube mit, zahlt er Selma 48 000 Dollar im Jahr. Das sind 100 000 Dollar vor Steuern. Mehr, als er in seinem ersten Jahr als Anwalt verdient hat! Wie erstaunlich, dass er das zahlen kann, wie schrecklich, dass er es muss! Und Judith erwartet irgendwann ein großes, holzverkleidetes Sommerhaus auf Nantucket, wie ihre Freundinnen eines haben. Fünfzehn Zimmer, Tennisplatz, beheizter Spritzbeton-Pool, Koi-Teich. »Du schaffst es, ich *weiß*, dass du es schaffst!«, sagt sie zuversichtlich. Er nickt in dumpfer Hinnahme der erforderlichen Arbeitsjahre; er wird vor Erschöpfung bucklig werden. Ja, Geld, er braucht mehr Geld. Er verdient eine Menge, braucht aber mehr! Der Vergütungsausschuss der Kanzlei wird von einem knauserigen Erbsenzähler namens Larry Kirmer geleitet; unser

Anwalt, ein Mann mit Niveau, der in Yale den Jahresbericht gemacht hat, hat sich ausgemalt, Kirmer brutal zusammenzuschlagen; diesen Fantasien gibt er sich geradezu lustvoll hin, und das wiederum versetzt ihn in die Lage, in Kirmers Gegenwart gut gelaunt und positiv eingestellt zu erscheinen. Kirmer hat keine Ahnung von den imaginären Verletzungen, die ihm zugefügt worden sind, von den ausgedrückten Augen, den Tritten in den Unterleib, den geheimen Stichen ins Herz. Wenn Kirmer allerdings sein Gehalt verdoppelte, verschwänden die Gewalt- und Vergeltungsfantasien. Das Leben wäre richtig schön.

Jetzt geht unser Mann auf das Apartmenthaus zu und bewundert die Kirschbäume unter den Fenstern, die ihren Höhepunkt gerade überschritten haben, genau wie unser Mann selbst. Passanten, die zu dieser späten Stunde vorübergehen, bemerken nichts Ungewöhnliches an ihm; wenn er einmal auf eine glatte Art gut aussehend war, ist er es nicht mehr; wenn er einmal ein energiegeladener Zwanzigjähriger war, hat er jetzt einen Bauch, ein Mann, der seinem Sohn Timothy an den Wochenenden einen Gummi-Football zuwirft. Ein Mann, dessen Frau es offensichtlich nichts ausmacht, dass er, wenn er vorschlägt, miteinander zu schlafen, pseudowitzige Metaphern aus Wassersport (»in meine Wasserski steigen«) oder Profi-Eishockey (»massiv auf Körper spielen«) verwendet. Ja, anscheinend mag Judith seine konventionelle Männlichkeit. Sie verursacht keine Umgestaltungen ihrer Weiblichkeit. Sie ist, um ehrlich zu sein, Teil von Judiths Leben, ihres *Lifestyle*, wobei sie zwar nicht mit einem Sofa oder Minivan gleichzusetzen ist, aber auch nicht so völlig anders. So ist es ihr auch lieber, und wenn ihrer Ehe Gefahr droht, dann nicht von einer Infragestellung ihrer Konventionalität – durch ein unberechenbares Element, einen dunklen und potenten Ritter –, sondern vom plötzlichen Unvermögen ihres Gatten, den vorhersehbaren Komfort der Ehe weiter zu gewährleisten. Er für seine Person versteht diese Dinge noch

nicht, was nichts anderes heißt, als dass er seine Frau nicht wirklich versteht. Er versteht seine Kanzlei und seinen Sohn und den Sportteil der Zeitung. Eigentlich unterscheidet er sich nicht groß von einem Sofa oder einem Minivan. Er hat nie sehr viel verloren oder gewonnen. Nur Dellen und undefinierbare Flecken abbekommen. Seine Sorgen sind somit ziemlich belanglos, seine Risiken ziemlich ungefährlich, seine Leidenschaften unspektakulär, seine Leistungen auf Zuwachs ausgerichtet und angesichts der enormen Vorteile durch seine Klassen-, Rassen- und Geschlechtszugehörigkeit fast eine Selbstverständlichkeit. Wenn er über die Fähigkeit zu tiefem Erstaunen oder echter Brutalität verfügt, ist sie noch unentdeckt.

Bin ich zu streng mit ihm, ist meine Beschreibung gemein und abschätzig? Wahrscheinlich. Immerhin war er durchaus gut aussehend, ganz wohl gelitten, verlässlich in Wort und Tat. Im Büro ein richtiges Arbeitstier. Ein super Typ. Grundsolide, schwer in Ordnung, ein prima Kerl. Seine Taille war nicht wirklich zu dick. Er war sogar einigermaßen fit. Aber es steht mir zu, diesen Mann zu verzerren, Anzeichen von Schwäche und Verfall zu suchen, weil es sein Schicksal leichter erklärbar macht. Und weil dieser Mann – das wissen Sie bereits –, weil dieser Mann ich war, Bill Wyeth.

Ich hatte am frühen Nachmittag zum letzten Mal mit Judith telefoniert und ihr gesagt, ich würde am Tag darauf nach Hause kommen. Es war eines dieser ehelichen Gespräche voller Geiztheit und Subtext. »Timothy ist richtig traurig, dass du nicht da bist«, hatte sie mir gesagt. »Er würde sich so sehr freuen, wenn du *kämst*.«

Fast hätte ich ihr gesagt, ich würde einen früheren Flug nehmen. Aber ich wollte, dass die Überraschung für Timothy auch eine für Judith wäre. Ich war vier Tage weg gewesen. Mein Sohn wurde acht, und er hatte vor, mit seinen Freunden zum Bowling zu gehen, bei einem Training der Knicks zuzusehen

und in einem Restaurant zu essen, in dem die Kellner wie Aliens aufgemacht waren. Danach wollten sie alle, von Reizen überflutet, in unserer Wohnung übernachten. Und prompt stieß ich beim Öffnen der Tür in der Diele auf die Spuren ihrer Wolfsrudelaktivitäten: etwa ein Dutzend über den Boden verstreute Turnschuhe, ein Durcheinander aus Jacken und Mützen, ein Haufen Geschenktüten, dann eine höherwertige Stufe von Müll – Geleebonbons, Baseballkarten, turnschuhgeplättete Süßigkeiten, aufsteckbare Vampirzähne, Luftballons, Plastiklöffel, Luftschnangen, Schokoladenkuchen, sogar falsche Gummifinger, aus denen falsches Gummiblut sickerte. Mit Kindern lernt man, häusliche Unordnung und ihre Muster zu lesen wie ein Spurensicherungsexperte, der ein Flugzeugwrack inspiziert. Judith, folgte ich, hatte die Jungs ins Bett geschleucht und dann die Aufräumaktion ausfallen lassen. Ein vorsichtiger Blick in unser Schlafzimmer bestätigte meine Vermutung; dort lag Judith in erschöpftem Schlaf, während sich ihre Brüste hoben und senkten. (Sie hatte unseren Sohn nicht lange gestillt, und sie waren immer noch ihr »großes Plus«, sagte ich ihr oft, was sie sowohl ärgerte wie freute und was, wie wir beide wussten – und wieder erfahren sollten –, absolut zutreffend war; mit vierunddreißig Jahren hatten ihre Brüste immer noch Marktwert – einen höheren sogar, als wir uns beide hätten träumen lassen.)

Ich schloss leise die Tür – jetzt begann die Nacht, in der mein altes Leben enden sollte – und spähte ins Zimmer unseres Sohnes, wo alle neun Jungen, eng aneinander geschmiegt und verknäuelte wie junge Hunde, in ihren Schlafsäcken lagen. Vielleicht seufzte einer oder warf sich herum oder richtete sein intimes Traumgeflüster an einen Spitzensportler. Ich ließ für Toilettensuchende die Flurbeleuchtung an (wer kann die heiße Schmach von Pipi vergessen, das verstohlene, sich den Unterleib haltende Schlafanzugschlurfen?), wanderte weiter in unsere neue Küche, die fast 100 000 Dollar gekostet hatte, und hob

verirrte Teller und Papiertischtuchfetzen auf. Das bunte Chaos der Wohnung ließ einen an nichts weniger denken als an einen über ein Küstenstädtchen hinwegziehenden Hurrikan, der entlaubte Bäume und umgestürzte Pick-ups zurücklässt. Kein Wunder, dass Judith fix und fertig war.

Auf der neuen Arbeitsplatte, einer Art gräulichem brasilianischem Marmor mit violetten Quarzeinschlüssen (»Er sieht – oh, er sieht einen halben Meter tief aus!«, hatte unser Innenarchitekt angesichts der Aussicht auf weitere Einsätze unseres Geldes frohlockt), lag eine von meiner Sekretärin getippte Liste mit den vollständigen Namen aller Jungen, ihrer Eltern und/oder Stiefeltern und/oder Kindermädchen und deren Telefonnummern (Büro, Privat, Handy); den Namen bestimmter Jungen hatte meine Frau außerdem den Abholzeitpunkt, die Dosierung des Ohrentzündungsmedikaments und dergleichen mehr hinzugefügt. So arglos diese Liste von ihrer Intention her sein mochte, so aufschlussreich war sie soziologisch. Das waren die Söhne von einigen der prominentesten Mittvierziger- oder, im Fall diverser zweiter Ehen, Mittfünfziger-Väter dieser Stadt und ihrer wahrscheinlich nicht weniger prominenten Mütter. Tag für Tag tauchten ihre Firmen und Banken in den internationalen Wirtschaftsblättern auf. Citibank, Pfizer, IBM. Dieses Umstands war ich mir von Anfang an bewusst gewesen. Manche Jungen aus seiner Klasse zählten zu den Favoriten unseres Sohnes, andere nicht. Aber seine Favoriten deckten sich nicht ganz mit den Jungen in der Klasse, deren Eltern warm gehalten werden sollten. Vielleicht hatte ich vorgeschlagen, einige ganz bestimmte Jungen »fairerweise« einzuladen. Vielleicht? Natürlich hatte ich es vorgeschlagen.

Judith hatte nur geseufzt und das Mehr an Anstrengung und Heuchelei abgewogen, den Aufwand, mit mir zu streiten, den Aufwand, es nicht zu tun. »Okay«, hatte sie in Kenntnis meiner Beweggründe schwer atmend erwidert. Zum Teil war das doch der Grund, warum sie mich geheiratet hatte, oder nicht?



Um zu essen, was ich erlegte. Unser Sohn hatte währenddessen aufgeregt in die Hände geklatscht. Er war ein großzügiger Junge, und so stieg die Zahl der Eingeladenen von fünf auf acht. Und hier war die Liste mit ihren Namen, die Schrift durch verschütteten Saft zerlaufen, das Ganze mit einem Klecks Schokoladur garniert.

Ich legte sie beiseite und durchstöberte den Kühlschrank. Ein Rest kalte Nudeln, Achterpacks Karamellpudding für Timothys Pausensnacks. Aber nichts sofort Essbares für einen hungrigen Mann. Ich rief bei dem Thai zwei Straßen weiter an und bestellte irgendein scharfes, fettiges Zeug, das nach fünfzehn Minuten kam – der junge Ausfahrer lächelte, als er das Trinkgeld einsteckte –, und dann verbrachte Bill Wyeth, Ihrer und meiner, die letzten Minuten seines früheren Lebens damit, zu Abend zu essen, sich die Sportergebnisse anzusehen, Rechnungen zu öffnen und seine E-Mails zu lesen. Diese Mehrgleisigkeit und Zweckbestimmtheit, dieses gleichzeitige Bedienen verschiedener Bedürfnisse, hatten etwas Tröstliches. Etwas, aber nicht genug.

Bill Wyeth hat noch ein anderes Bedürfnis, weshalb er, nur um noch mal nachzusehen, ins Schlafzimmer schleicht. Aber Judith schläft wie ein Stein, ihr Atem riecht etwas muffig, ihr Arm ist auf die Decke gesackt, als hätte sie ihm gerade eine Handgranate entgegengeschleudert. Sie ist nicht der Typ Frau, den man mitten in der Nacht aufwecken und besteigen kann. Judith braucht Vorbereitung – eine Beschleunigungsspur, um in Fahrt zu kommen. Sie hatten miteinander geschlafen, bevor er nach San Francisco geflogen war, aber das war fünf Nächte her, und aus Angst, dass es irgendwie *doch* auf der Rechnung an die Kanzlei auftaucht, nimmt er das Pornoangebot der Hotels nie wahr. Jeder Klick, jede Auswahl für immer gespeichert, eine endlose Folge von Daten, die sich hinter uns herzieht wie ein Spinnfaden. Er hatte gehofft, seine frühzeitige Heimkehr könnte sie in Stimmung bringen. Aber da konnte er lange war-

ten. Er muss Dampf ablassen, einen kleinen Schuss im Dunkeln. Er braucht etwas Trost. Nur ein ganz kleines bisschen. Außerdem schläft er dann besser, hat am nächsten Tag mehr Energie, um die Arbeit zu bewältigen, die sich in seiner Abwesenheit angehäuft hat, und um mit Kirmer fertig zu werden.

Judith dreht sich auf den Rücken, ihre Brüste heben sich, sie lässt ihren feuchten, vollen Atem entweichen, und während er sie beobachtet, massiert seine Hand abwesend seinen Unterleib. Ist er frustriert? Schwer zu sagen. In sexueller Hinsicht hat Bill Wyeth das Alter des Akzeptierens erreicht. Er akzeptiert die Tatsache, dass er seiner Frau treu ist. Er akzeptiert seinen Wunsch, jede beliebige Zahl jüngerer Frauen und ein paar ältere flachzulegen, die seine Wege kreuzen. Er akzeptiert, dass es dazu nicht kommen wird. Er akzeptiert, dass es dazu kommen *könnte*, vorausgesetzt, er dächte sich die entsprechenden Ausflüchte aus, leitete die erforderlichen Geldbeträge um und nähme an seinem Tagesablauf subtile Änderungen vor. Er akzeptiert die Tatsache, dass seine Frau im Bett ziemlich unmotiviert geworden ist – »desinteressiert« wäre klinisch, aber höflich. »Faul« wäre aufrührerisch, aber wahr. Er akzeptiert die Tatsache, dass es seine Schuld sein könnte, aber eigentlich eher nicht. Er akzeptiert die Vorstellung, dass die Ehe das beste Arrangement ist, um Kinder aufzuziehen, aber zugleich auch ziemlich hart für die Eltern. Er akzeptiert die Tatsache, dass viele, wenn nicht sogar die meisten Frauen, die er gern aufs Kreuz legen würde, von ihrer Biographie nicht unbeschadet geblieben sind und dass ihre reizvollen Neurosen rasch langweilig würden, und er akzeptiert die Tatsache, dass Judith alles in allem ein wunderbarer Mensch ist und dass er sich außerordentlich glücklich schätzen kann, mit ihr verheiratet zu sein. Vor allem ist sie ihrem Sohn eine liebevolle Mutter, die immer noch Schuldgefühle hat, weil sie ihn nicht richtig gestillt hat, aber keinerlei Probleme mit dem Zeit- und Energieaufwand, der einer Mutter abverlangt wird. Um Mutter zu sein, hat sie ihre

Karriere aufgegeben, und weil sie das akzeptiert hat, hat er es auch. Ebenso wie die Tatsache, dass Judith – die reizende, liebevolle, großbusige, gute und nervöse Judith – nie begriffen hat, was er sexuell eigentlich will, und zwar trotz all seiner geduldigen, schonenden Hinweise, was das ist – und es ist keine Stellung und kein bestimmtes Verhalten, – nein, überhaupt nicht (na ja, vielleicht ein paar Arten von Verhalten), sondern vielmehr eine Art emotionaler Freigebigkeit ihrerseits, eine Art grundlegender Großzügigkeit, nach der er sich, scheint es, sein ganzes Leben lang gesehnt hat, ohne sie sonderlich oft zu erfahren. Er akzeptiert, dass sie unter Umständen alle möglichen Liebhaber begehrt, die nicht er sind, denn es ist klar – gehen Sie nur durch die Straßen New Yorks –, die Menschen sind unendlich in ihrer Vielfalt. Wahrscheinlich denkt sie an Frauen, und bei mächtigen älteren Männern mit dichtem weißem Haar wird sie *definitiv* schwach, und sie *behauptet*, schwarze Männer nicht attraktiv zu finden (aber das hat sie ein paarmal zu oft gesagt, als dass er es ihr glauben würde), und abgesehen davon akzeptiert er auch das. Genauso, wie er akzeptiert, dass da draußen in der richtigen Welt, nicht nur in der dünnen Schicht ökonomischen Zuckergusses, in der er sich bewegt, Menschen in allen Größen und Formen ficken und rammeln und lutschen und bumsen und sich gegenseitig Dinge reinstecken – Schwänze, Finger, Zungen, Hände, Fäuste, Spielsachen, Gemüse, Viren etc. – und dass diese Aktivitäten sie häufig glücklich machen und häufig nicht. Er akzeptiert, dass es Frauen gibt, die verlangen, dass ihre Männer haarlos sind, und Männer, die wollen, dass ihre Frauen Gewichte von 150 Kilo stemmen. Er akzeptiert, dass sich einige wenige radikale Lesben tatsächlich genauso Graumarkt-Testosteron spritzen, wie bestimmte schwule Männer ihren postmenopausalen Müttern Östrogenpillen klauen. Er akzeptiert die »klassische« feministische Kritik an den Männern, an der männlichen Vorherrschaft etc. Er akzeptiert die feministische »Besorg's mir«-Revision dieser Kritik-

punkte. Er akzeptiert das Entsetzen, das Frauen beim Gedanken an Vergewaltigung befällt – an echte, Mund zuhaltende, Vagina zerfetzende Vergewaltigung. Er akzeptiert seinen gelegentlichen, immer unausgelebten Wunsch, das zu tun. Er akzeptiert, dass er in bestimmten Momenten im Bett mit Judith kurz davor steht, es selbst zu tun. Er akzeptiert, dass das alles nur Augenwischerei ist. Er akzeptiert, dass sie es (seine kraftvolle Leidenschaft! ihre Hilflosigkeit!) ganz, ganz *toll* findet und es bei anderen Gelegenheiten geduldig über sich ergehen lässt wie eine notwendige Verrichtung, so aufregend wie das Auswechseln aufgebrauchter Klopapierrollen. Er akzeptiert, dass die Transvestiten, die auf den hinteren Seiten der *Village Voice* annoncieren, oft besser aussehen als Frauen. Er akzeptiert, dass er sich gelegentlich fragt, wie es wäre, jemandem einen zu blasen oder in den Arsch gefickt zu werden. Er akzeptiert, dass er es nie wissen wird. Er akzeptiert, dass jeder von uns Meter und Kilometer und ganze Kontinente von Zuneigung und Gefühl und Erlösung will, und das auch noch *unbedingt*, und dass wir meistens alles tun, um es zu kriegen, und alles, um es nicht zu kriegen, je nachdem. Wir stecken die Enttäuschung weg, wir sublimieren, wir masturbieren, wir hängen uns an Accessoires auf, wir fantasieren, wir streuen psychosexuelle Gewürze auf unseren Haferschleim. Ja, er akzeptiert das, er akzeptiert alles davon.

Und was er am meisten akzeptiert, zumindest jetzt, ist, dass seine Frau schläft und nicht verfügbar ist, wenn nicht sogar nicht willens. Er kommt nicht zum Zug, jedenfalls nicht heute Nacht – und er akzeptiert *das*, doch, wirklich.

Und so kehrt er, den Mund noch voll nussig-hühnerig-scharfem Thai-Essen, in sein Zimmer zurück und zappt in der Hoffnung auf ein paar Titten und Ärsche durch die Kabelkanäle. Er wird sich mit allem zufrieden geben. Nach Mitternacht sinkt im Fernsehen die Hemmschwelle in Sachen Unanständigkeit rapide, weil sich die Sender verzweifelt jeden zu krallen versu-

chen, der nicht dem Pornoangebot im Internet auf den Leim gegangen ist. Ihm soll alles recht sein. Er ist keine Ausnahme. Er ist ein typischer Vertreter seiner Spezies. Er ist ein Minivan, vergessen Sie das nicht! Er hat den Mund voll Thai-Essen, Fett an Händen, Gesicht und Hemd, und er beginnt sich ein bisschen selbst zu bearbeiten – wen kümmert es schon, wenn er Fett auf seine Hose kleckert –, um die Rückkopplungsschleife Penis an Kopf, Kopf an Penis in Gang zu bringen. Mit genialen Reflexen schaltet er zwei Dutzend Kanäle durch, erkennt in vielleicht einer Sekunde das Wichspotenzial jeder Sendung, bevor er weiterschaltet – und *ja!* Hier ist so eine Art Spring-Break-Konzert, Mädchen in Bikinis, Typen mit Mützen, die Plattenteller drehen sich, die Mädchen aufreizend mit Sonnenschutz eingeeölt, weiße Mädchen, schwarze Mädchen, tanzend, mit hüpfenden Titten, prima, völlig okay, nicht unbedingt Porno, aber ausreichend, seine Rechnungen wird er hinterher erledigen, bring's einfach hinter dich, und er öffnet seinen Gürtel, der Mund brennt vom Essen ein wenig, und dann – dann hört er auf dem Flur Schritte.

»Ja?«, ruft er ängstlich und zieht das Hemd heraus, um seinen Unterleib zu verdecken.

»Ich habe Durst.«

»Klar«, ruft er herzlich, erleichtert, nicht ertappt worden zu sein.

Es ist einer der Jungen, welcher, weiß er nicht, der schläfrig blinzelnd in der Tür steht, warm zerknittert in einem Pyjama, der dem Trikot des neuen Quarterbacks der Jets nachempfunden ist.

»Ich bin Timmys Dad. Du möchtest was zu trinken?«

»Aha. Ja, bitte.«

Der alte Bill Wyeth springt jetzt auf und eilt in die Küche, um dem Jungen ein Glas Milch einzuschenken. Fettarme? Normale? Er entscheidet sich für normale, die dem Jungen schwerer im Magen liegen wird und ihm vielleicht hilft, besser zu schlafen. Er eilt in den Flur zurück. Der Junge ist so verschla-

fen, dass Bill ihm helfen muss, das von seinen Händen fettig gewordene Glas zu halten. Langsam hebt der Junge das Glas. Die Milch ist genau das, was er will. Ein süßer Junge, lange Wimpern, das Haar vom Kopfkissen zerzaust. Er schluckt den letzten Rest Milch, die einen weißen Schnurrbart über seiner Lippe zurücklässt. »Danke«, sagt er und tappt in Richtung Schlafzimmer davon. Bill folgt ihm, steigt vorsichtig über die anderen Jungen und hilft ihm mit ein paar väterlichen Rückenklapsen in seinen Schlafsack.

Dann zieht er sich ins Wohnzimmer zurück, schließt die Tür ab, findet seine tanzenden Schlampen im Fernsehen und holt sich einen herunter – sehr ökonomisch, denn er benutzt den fettigen Thai-Essenskarton als Auffangbehälter. Dann erledigt er eine halbe Stunde lang Rechnungen, wobei er auch etwas für eine Umweltorganisation spendet, die gegen die Erderwärmung kämpft. Steigender Meeresspiegel, zunehmende Versteppung, Weltuntergang garantiert. Nachdem das alles erledigt ist, stellt er das Glas des Jungen in den Geschirrspüler und macht in der Küche sauber. Das wird Judith freuen. Es ist immer gut, der Frau eine kleine Freude zu machen. Irgendwann kniet er nieder und schabt grünen Kaugummi vom Schieferboden, der laut Innenarchitekt sehr pflegeleicht sein soll. Als Nächstes holt er einen Müllsack und füllt ihn mit Partymüll, Erinnerungszetteln, Werbesendungen, dem Mehrzweck-Essenskarton und allem, was er sonst noch an Abfällen finden kann, und wirft das Ganze in den Müllschlucker. Dann steckt er noch einmal den Kopf in das Zimmer der Jungen. Einer von ihnen schnarcht gurgelnd mit verstopfter Nase. Dann zieht sich Bill Wyeth aus und legt sich zu seiner Frau ins Bett. Auf der Spitze seines Penis ist ein Tupfer Restfeuchtigkeit, ein Kitzeln, eine klebrige Erinnerung, als hätten er und Judith tatsächlich gerade miteinander geschlafen. Er verlagert seine Glieder, er windet sich unter der Decke, er lockert Gelenke und lässt Atem entweichen, er schiebt die beruflichen Sorgen, die rasch palm-